

NGUYỄN PHAN QUẾ MAI

WO DIE ASCHE BLÜHT

ROMAN

INSEL

it



insel taschenbuch 5096
Nguyễn Phan Quế Mai
Wo die Asche blüht



Vietnam, 1969: Die beiden Schwestern Trang und Quynh wachsen in einem kleinen Dorf im Mekongdelta auf. Als junge Frauen bestellen sie die Reisfelder ihrer verarmten Eltern, der Vater ist als Invalide aus dem Krieg heimgekehrt. Als eine Freundin ihnen erzählt, in Saigon wäre es für Mädchen wie sie leicht, Arbeit als Bar-mädchen zu finden, fassen sie den Entschluss, in die Stadt zu gehen. Trang lernt dort einen amerikanischen Soldaten kennen und stürzt sich mitten in den Wirren des Krieges in eine Affäre mit ihm, die nicht ohne Folgen bleibt ...

Jahrzehnte später kehrt ein amerikanischer Veteran zurück nach Ho-Chi-Minh-Stadt in der Hoffnung, sich von den Schatten der Vergangenheit befreien zu können. Er trifft auf Phong, den Sohn einer Vietnamesin und eines ehemaligen GIs, der in einem Waisenhaus aufwuchs und verzweifelt seine Eltern sucht – kann Phong ihm helfen, seine alte Schuld wiedergutzumachen?

Der atmosphärisch dichte Roman der internationalen Best-sellerautorin ergründet das bewegende Schicksal der Kinder vietnamesischer Frauen mit amerikanischen Soldaten – und erzählt eine unvergessliche Geschichte von Schuld und Vergebung.

Nguyễn Phan Quế Mai, 1973 in Vietnam geboren, wurde für ihren internationalen Bestseller *Der Gesang der Berge* mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, u. a. dem Dayton Literary Peace Prize. Sie hat insgesamt zwölf Bücher auf Vietnamesisch und Englisch verfasst, darunter ebenso Romane wie Lyrik und Sachbücher. Ihr Werk wurde in zwanzig Sprachen übersetzt. Nguyen setzt sich für benachteiligte Gruppen in Vietnam ein und hat mehrere Stipendiatenprogramme gegründet, unter anderem eins für »Amerasier«.

<http://www.nguyenphanquemail.com>

Im insel taschenbuch liegt von ihr außerdem vor: *Der Gesang der Berge* (it 4960)

Claudia Feldmann, Jahrgang 1966, studierte Literaturübersetzen in Düsseldorf und übersetzt seit über zwanzig Jahren aus dem Englischen und Französischen. Unter anderem hat sie Eoin Colfer, Morgan Callan Rogers und Graeme Macrae Burnet ins Deutsche übertragen.

NGUYỄN PHAN QUẾ MAI

WO DIE
ASCHE
BLÜHT

ROMAN

*Aus dem Englischen
von Claudia Feldmann*

INSEL VERLAG

Die Originalausgabe erschien erstmals 2023
unter dem Titel *Dust Child* bei Algonquin Books of Chapel Hill,
einem Imprint von Workman Publishing, New York.

»In hundert Jahren, die vielleicht ein Leben währt, in dieser
Erden-spanne widersprechen oft sich Gabe und Geschick.«

Aus: Nguyễn Du: *Das Mädchen Kiêu*. Rütten & Loening,
Berlin 1980. Üb. Irene u. Franz Faber (S. 11)

»Denn vor der Reinheit einer Frau
verblassen tausend Goldtael ...«

aus: Nguyễn Du: *Das Mädchen Kiêu*. Rütten & Loening,
Berlin 1980. Üb. Irene u. Franz Faber (S. 274)

Erste Auflage 2025

insel taschenbuch 5096

© der deutschsprachigen Ausgabe

Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 2024

© Nguyễn Phan Quế Mai 2023

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des
Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung von Rothfos & Gabler, Hamburg,
unter Verwendung einer Illustration von

Twins Design Studio/Shutterstock

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-68396-4

Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG

Torstraße 44, 10119 Berlin

info@insel-verlag.de

www.insel-verlag.de

Für Amerasier*innen und ihre Angehörigen, die mir ihre Lebensgeschichte erzählt und mich mit ihrem Mut inspiriert haben. Für die Millionen von Männern, Frauen und Kindern, die in den Strudel des Vietnamkriegs gezogen wurden. Für alle, deren Leben von Gewalt gezeichnet wurde. Möge unsere Welt mehr Mitgefühl und Frieden erleben.

Während des Vietnamkriegs entsprangen Zehntausende von Kindern aus den Beziehungen zwischen amerikanischen Soldaten und vietnamesischen Frauen. Durch tragische Umstände wurden die meisten dieser amerasischen Kinder von ihren Vätern und später auch von ihren Müttern getrennt. Viele haben einander nie wiedergefunden.

Dieses Buch ist ein Roman. Obwohl die geschilderten historischen Ereignisse der Wahrheit entsprechen, sind die Namen und Figuren sowie die Handlung frei erfunden. Jede Ähnlichkeit mit lebenden oder toten Personen ist rein zufällig.

WO DIE ASCHE BLÜHT

INHALT

Kind des Feindes	11
Rückkehr ins Land der Angst	23
Eine unmögliche Entscheidung	35
Ein Vogel findet sein Nest	61
Die Hitze von Sài Gòn	93
Sài-Gòn-Tee	107
Ein Hoffnungsschimmer	130
Auf der Suche nach der Vergangenheit	145
Das Hinterzimmer	167
Der Baum der Liebe	203
Das Geheimnis	213
Die Gefahr des Feuers	232
Der Preis der Hoffnung	254
Der Lachende Buddha	276
Krieg und Frieden	302
Wie wird man eine Mutter?	334
Eine Nadel am Grund des Ozeans finden	356
Vergangenheit und Zukunft	365
Rache und Vergebung	380
Süße und Bitterkeit	396
Liebe und Ehre	418
Nachwort	437
Danksagung	441

KIND DES FEINDES

Hồ-Chí-Minh-Stadt, 2016

»Das Leben ist wie ein Boot«, hatte Schwester Nhã, die katholische Nonne, die ihn großgezogen hatte, einmal zu Phong gesagt. »Sobald du dich von deinem ersten Anker löst – dem Schoß deiner Mutter –, wirst du von unerwarteten Strömungen davongetragen. Doch wenn es dir gelingt, dein Boot mit genügend Hoffnung, Selbstvertrauen, Mitgefühl und Neugier zu füllen, wirst du allen Stürmen standhalten können.«

Während Phong im amerikanischen Konsulat saß und wartete, spürte er das Gewicht der Hoffnung in seinen Händen – seinen Visumsantrag und den seiner Frau Bình, seines Sohns Tài und seiner Tochter Diễm.

Um ihn herum warteten viele Vietnamesen stehend oder auf Stühlen sitzend darauf, mit einem der Visumsbeamten zu sprechen, die hinter den Glasscheiben der Schalter saßen. Einige der Vietnamesen schauten neugierig zu Phong herüber, und er spürte die Hitze ihrer Blicke. »Mischling«, meinte er sie flüstern zu hören. Von klein auf hatte man ihn als Staub des Lebens, Bastard, schwarzamerikanischen Imperialisten oder Kind des Feindes bezeichnet. Als er ein Junge gewesen war, hatte man ihm diese Beschimpfungen mit

solcher Heftigkeit entgegengeschleudert, dass sie sich tief in sein Innerstes gegraben und sich dort festgesetzt hatten. Damals hatte er mit Schwester Nhã im Neuen Wirtschaftsgebiet in Lâm Đồng gelebt, und eines Tages war er in einen großen Eimer geklettert, den er mit Wasser und Seife gefüllt hatte, und hatte sich mit einem Luffa-Schwamm abgeschrubbt, um die schwarze Farbe von seiner Haut zu bekommen. Als Schwester Nhã ihn fand, hatte er geblutet, und er hatte sich gefragt, warum er ausgerechnet als Amerasier zur Welt gekommen war.

»Keine Sorge, *anh*, du musst nur an dich glauben, dann schaffst du das schon«, flüsterte Bình und strich ihm mit ihrer schwieligen Hand über den Arm. Phong nickte, lächelte nervös und nahm ihre Hand in seine. Diese Hand hatte für ihn gekocht, seine Kleider gewaschen und geholfen, die zerbrochenen Teile seines Lebens zu kitten. Diese Hand hatte ihn und seine Kinder gehalten, mit ihnen getanzt, neue Ernten auf ihren Reisfeldern hervorgebracht. Er liebte diese Hand und ihre Schwielen, so, wie er alles an Bình liebte. Er musste sein Versprechen einlösen, Bình nach Amerika zu bringen. Fort von den Müllhalden, auf denen sie arbeitete, um Plastik, Papier und Metall zu trennen.

Auf der anderen Seite neben Bình saßen Tàì und Diễm und winkten ihm zu. Sie waren erst vierzehn und zwölf, aber schon fast so groß wie ihre Mutter. Beide hatten Bìnhs große Augen und ihr strahlendes Lächeln geerbt. Ihre Hautfarbe und das lockige Haar stammten von ihm. »Vergesst nicht, dass ihr schön seid«, hatte er zu ihnen gesagt, als sie sich zu der fünfstündigen Busfahrt hierher aufmachten. Das sagte er ihnen oft, denn er kannte die verächtlichen Blicke der Vietnamesen, die fast alle helle Haut bevorzugten.

Tài beugte sich wieder über sein Buch, und seine schiefe Brille rutschte ihm über die Nase; das Metallgestell wurde nur noch von Klebeband zusammengehalten. Phong nahm sich vor, noch einmal mit seinen Nachbarn zu reden und ihnen einen höheren Preis anzubieten, um ihr Reisfeld zu pachten. Dann könnte er dort Mungbohnen für das Neujahrsfest anbauen, und die Ernte würde genug einbringen, um Tài eine neue Brille und Diễm ein neues Kleid zu kaufen. Diễm trug Tài's abgelegte Sachen, und die Hose war zu kurz, sodass ihre Knöchel hervorschauten.

An einem der Schalter gab ein amerikanischer Visumsbeamter einer jungen Frau ein blaues Papier. Phong kannte die Farbe gut. Blau bedeutete Ablehnung. Als die Frau sich vom Schalter abwandte, stieg Panik in ihm auf.

Er versuchte sich an die Befragungsübungen zu erinnern, die er mit seiner Familie durchgeführt hatte. Er hatte sich die richtigen Antworten ins Gedächtnis geschnitzt, wie Tischler Vögel und Blumen ins Holz schnitzten, aber jetzt waren sie alle wie ausgelöscht.

»Nummer fünfundvierzig, Schalter drei«, verkündete der Lautsprecher.

»Das sind wir«, sagte Bình. Während Phong mit seiner Frau und seinen Kindern zum Schalter ging, versuchte er sich zu beruhigen. Solange er seine Familie bei sich hatte, würde er sich nicht einschüchtern lassen. Er würde um die Chance kämpfen, Bình, Tài und Diễm ein besseres Leben zu bieten.

Phong nickte der Visumsbeamtin zu, die genauso aussah wie die amerikanischen Frauen in den Filmen, die er gesehen hatte: blondes Haar, helle Haut, hohe, schmale Nase. Die Frau reagierte nicht, sondern blickte auf ihren Computer. Phong betrachtete das Gerät und fragte sich, welche Geheimnisse es wohl enthielt. Wenn er nach Amerika kam,

würde er hart arbeiten und Tài und Diễm einen Computer kaufen. Die beiden waren mit ihm in der Stadt gewesen, in einem Internetcafé, um ihm zu zeigen, wie Computer funktionierten. Sie hatten gesagt, eines Tages würde er damit vielleicht eine Nachricht an seine Eltern schicken können, übers Internet. Doch würde es je dazu kommen? Er wusste nicht einmal, ob seine Eltern noch lebten.

Die Visumsbeamtin wandte sich ihm zu.

»*Gút mó-ninh*«, sagte Phong und hoffte, dass er *good morning* richtig ausgesprochen hatte. Vor Jahren hatte er ein wenig Englisch gelernt, doch seine Kenntnisse der Sprache waren verschwunden wie Regentropfen auf ausgedörrtem Boden. »*Chào bà*«, fügte er hinzu, damit die Amerikanerin nicht dachte, er beherrsche ihre Sprache fließend.

»*Cho xem hộ chiếu*«, erwiderte sie.

Ihr Vietnamesisch war gut, aber ihr nördlicher Akzent beunruhigte Phong. Er erinnerte ihn an die kommunistischen Soldaten, die ihn damals vor knapp dreißig Jahren in den Umerziehungslagern in den Bergen geschlagen hatten.

Vorsichtig nahm er ihre Pässe aus der Mappe und legte sie in das Fach unter der Scheibe. Er und seine Frau hatten Quang, dem Visumsmakler, ihre gesamten Ersparnisse gegeben, damit er ihnen diese Pässe besorgte und die Anträge ausfüllte und einreichte. Quang hatte sie überzeugt, dass sie sich in Amerika keine Gedanken mehr um Geld machen müssten, weil sie eine monatliche Summe von der Regierung bekommen würden.

Die Frau sah die Dokumente durch und tippte etwas in den Computer. Dann wandte sie sich um und rief eine junge Vietnamesin herbei, mit der sie sich auf Englisch unterhielt. Phong spitzte die Ohren, aber die Laute waren wie schlüpf-

rige Fische, die so schnell davonschossen, dass er keinen einzigen davon zu fassen bekam.

»Was ist los?«, fragte Bình leise. Phong legte ihr beruhigend die Hand auf den Rücken. Bình hatte solche Angst gehabt, diesen Termin zu verpassen, dass sie darauf bestanden hatte, schon am Vortag den Bus aus ihrer Heimatstadt Bạc Liêu zu nehmen und ab vier Uhr morgens vor dem Konsulat zu warten.

Die Vietnamesin sah ihn an. »Onkel Nguyễn Tấn Phong, Sie beantragen ein Visum nach dem Amerasian Homecoming Act?«

Wie nett, dass sie ihn mit einem respektvollen Titel angesprochen und ihm Hoffnung gegeben hatte, indem sie den Namen des Programms nannte. *Homecoming* – dieses Wort war heilig, und der Klang ließ sein Herz flattern. Er war berechtigt, nach Hause zu gehen, in sein Vaterland. Es prickelte in seinen Augen.

»Ja, Miss«, sagte er.

»Sie werden von einem anderen Beamten befragt. In dem Raum dort drüben.« Sie zeigte auf eine Tür zu seiner Rechten. »Ihre Angehörigen sollten draußen warten.«

Bình beugte sich vor. »Mein Mann kann nicht lesen. Darf ich ihn bitte begleiten?«

»Ich werde dabei sein, um zu helfen«, erwiderte die Frau und ging zu der Tür.

Der Raum war groß und von Neonröhren beleuchtet, aber er hatte kein Fenster, und Phong tat der Mensch leid, der dort arbeiten musste. Sein eigenes Haus machte sicher nicht viel her, aber es gab jede Menge frische Luft. Sie wehte das ganze Jahr zu den offenen Fenstern herein und trug den Duft der Blumen und den Gesang der Vögel mit sich.

Der bemitleidenswerte Mensch war ein dicker weißer Mann, der hinter einem wuchtigen braunen Schreibtisch saß, bekleidet mit einem blauen Hemd und passender blauer Krawatte.

Die Frau stellte sich neben den Schreibtisch, und Phong setzte sich auf den Stuhl, der davorstand. An der Wand zu seiner Rechten hing ein großes Bild von Mr Obama. Vor einigen Jahren waren Phongs Kinder ins Haus gestürmt und hatten gerufen, er solle mitkommen. Sie liefen zum Haus ihres Nachbarn, stellten sich an den Zaun und spähten durch das offene Fenster, um den Fernsehbericht zu sehen, der verkündete, dass Mr Obama der erste schwarze Präsident der Vereinigten Staaten geworden war. »Amerika ist eine Nation von Einwanderern«, sagte Mr Obama unter dem Jubel der Menschen.

Schon seit Jahren hatte Phong nach Amerika gehen wollen, aber in diesem Moment wurde es zu seiner Lebensaufgabe. Ein Land, das einen schwarzen Präsidenten wählte, musste besser sein als dieses, wo Schwarze manchmal als *mọi* bezeichnet wurden – »unzivilisiert« oder »wild«. Der Besitzer eines Imbissstands hatte ihn einmal ausgelacht, als er sich dort um eine Stelle als Tellerwäscher beworben hatte. »Sieh dir doch deine Haut an«, hatte er gehöhnt. »Meine Kunden würden weglaufen, weil sie denken, du machst die Teller noch schmutziger.«

Der Visumsbeamte am Schreibtisch klappte einen Pass auf. »Nguyễn Tấn Phong«, rief er. Er hatte alle auf- und absteigenden Betonungen in Phongs Namen weggelassen, und so, wie er ihn aussprach, bedeutete er »ein aufgelöster Windstoß« und nicht »Kraft von tausend Windstößen«, wie Schwester Nhã es beabsichtigt hatte, als sie ihm den Namen gab.

Phong erhob sich. Der Mann sagte etwas zu ihm. Phong bemühte sich, die Töne zu fassen zu bekommen, doch wieder entwischten sie ihm.

»Heben Sie die Hand und schwören Sie, dass Sie eine gemischtrassige Person amerikanischer Abstammung sind und dass Sie nicht lügen werden«, übersetzte die Vietnamesin.

Darauf hatte Quang, der Makler, Phong vorbereitet. Er hob beide Hände. »Ich schwöre, dass ich ein *trẻ lai* bin. Ich schwöre, dass ich nicht lüge und dass alles, was ich heute sage, die Wahrheit ist.«

»Woher wissen Sie so genau, dass Sie Amerasier sind?«, fragte der Mann, und die Frau übersetzte es.

»Sir, die Farbe meiner Haut ... Seit ich klein war, haben mich alle als Schwarzamerikaner bezeichnet.«

»Aber Sie könnten doch auch von den Khmer abstammen, oder?«

»Nein, Sir. Khmer-Mütter hatten keinen Grund, ihre Kinder zurückzulassen. Ich wurde ... Ich bin in einem Waisenhaus aufgewachsen.«

»Haben Sie denn einen Beweis, dass Sie das Kind eines US-Soldaten sind?«

»Ich weiß nicht, wer meine Eltern sind, Sir. Ich bin Amerasier, Sir. Khmer sind klein. Ich bin einen Meter achtzig groß. Und mein Bart, Sir ... Khmer-Männer haben keine solchen Bärte.« Er berührte das dichte Haar, das die ganze untere Hälfte seines Gesichts bedeckte. Obwohl das Jucken manchmal kaum auszuhalten war, hatte Quang darauf bestanden, dass er es mindestens zwei Wochen vor der Befragung wachsen ließ.

»Haben Sie früher schon mal ein Einwanderungsvisum für die Vereinigten Staaten beantragt?«

Phong schluckte. Verdammt. Quang hatte ihm versichert, dass sie das nicht überprüfen würden.

»Haben Sie schon einmal ein Einwanderungsvisum für die Vereinigten Staaten beantragt?«, wiederholte der Beamte.

»Ich ... Ich kann mich nicht erinnern.« Phong umklammerte die Mappe mit den Dokumenten. Seine Handflächen waren feucht.

»So?« Der weiße Mann schüttelte den Kopf. »Dann will ich Ihrem Gedächtnis auf die Sprünge helfen. Auf Ihrem Formular steht, dies sei Ihr erster Antrag, aber ich habe hier einen früheren Antrag von Ihnen.« Er hielt ein Blatt Papier hoch.

Phong lief es kalt den Rücken hinunter. Das Papier war vergilbt, aber er erkannte den jungen Mann auf dem Foto, das daran geheftet war. Es war er selbst, damals, als er gedacht hatte, er hätte eine gute Familie für sich gefunden. Er sah darauf erwartungsfroh aus und voller Hoffnung. Kurz bevor Mr Khuât das Foto gemacht hatte, hatte Phong sich eine Freudenträne aus dem Gesicht gewischt.

»Das ist doch Ihr früherer Visumsantrag, oder?«, fragte der Weiße.

Phong rieb sich die schweißfeuchten Hände an seiner Hose ab. »Ja, Sir ... Aber das ist viele Jahre her.«

»Über zwanzig Jahre. Warum haben Sie denn damals kein Visum bekommen?«

Phong starrte auf den Schreibtisch. Die Oberfläche war glatt und glänzend wie ein Spiegel. Eine sehr gute Arbeit. Wenn er es nach Amerika schaffte, würde er seine Fähigkeiten als Tischler perfektionieren. Von seiner monatlichen Unterstützung würde er Holz kaufen und daraus Möbel bauen, damit er seine Kinder auf die besten Schulen schicken konnte. Er liebte den Geruch von frisch gesägtem Holz

und das Gefühl, etwas mit seinen Händen herzustellen. Es hieß, in Amerika konnte man alles schaffen, was man sich erträumte.

Wenn er die Wahrheit enthüllte, würde er niemals in das Land seiner Träume kommen. »Ich weiß nicht, warum ich kein Visum bekommen habe, Sir. Ich ... hatte wohl nicht alle Unterlagen dabei.«

Der Mann schüttelte den Kopf. »Damals haben wir nicht viele Unterlagen verlangt. Amerasier bekamen aufgrund ihres Aussehens ein Einwanderungsvisum. Allein mit Ihren Gesichtszügen hätten Sie eins bekommen. Sagen Sie mir den wirklichen Grund.«

Phong hatte eine trockene Kehle. Er wünschte, er könnte dem Mann das vergilbte Papier wegschnappen und es zerreißen, mitsamt allem, was dieser Betrüger von Khuât darauf geschrieben hatte.

Der Mann runzelte die Stirn. »Sie denken vielleicht, wir wüssten es nicht, aber laut unserem Vermerk haben Sie beim letzten Mal versucht, andere Leute mitzunehmen. Sie haben Fremde als Ihre Angehörigen ausgegeben.«

Die Worte nagelten Phong zu Boden. Er konnte sich nicht rühren. Konnte nicht mal den Kopf heben.

»Onkel Phong, Sie müssen etwas sagen. Erklären Sie sich«, sagte die Vietnamesin.

Phong presste die Mappe mit den Dokumenten an die Brust. Der Schmerz um seiner Frau und seiner Kinder willen pulsierte in ihm. Er musste um sein Recht kämpfen, sie nach Amerika zu bringen. »Sir ... Ich kann nicht lesen und schreiben. Die Khuâts haben diesen Antrag ausgefüllt. Sie hatten mir versprochen, mir in Amerika zu helfen, wenn ich sie mitnehme. Ich war jung und töricht, Sir, aber damals haben viele Amerasier dasselbe getan.«